



1914

Die Droste

Adalbert Luntowski

Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: http://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_nonfict



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Luntowski, Adalbert, "Die Droste" (1914). *Prose Nonfiction*. 37.
http://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_nonfict/37

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Nonfiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu.

[235]

Annette von Droste-Hülshoff

[i]

235

Die Droste

Wenn wir die Lebensgeschichte dieser Dichterin lesen, etwa die von Hermann Hüffer, die beste und ausführlichste, so mag es uns wohl ergehen, daß wir in einen Schaffenseifer geraten und hier und da ihrem Leben eine andere Richtung weisen, ja daß wir sie überhaupt erst einmal herausreißen möchten aus der einsamen Beschaulichkeit ihres Daseins, um sie auf die Wege zur vollen Menschwerdung zu führen.

Denn wir lieben sie so, daß wir ihrer Seele Erschütterungen und Unruhe senden und alle Erlösungsmöglichkeiten in die weiteste Ferne rücken möchten. Wir lieben sie so, daß wir menschliches Erleben in entscheidender Fülle auf sie zuströmen lassen möchten, damit die Stoßkraft geboren wird, welche den Damm des Altüberkommenen durchbricht und alle anerzogenen Pflichten einmal aus dem bloßen Sein fortreißt ins lebendige Werden, wo ihr Wert einer unerbittlichen Prüfung unterworfen wird. Wir fühlen schon beim ersten Bekanntwerden mit ihr das höhergeartete Wesen dieser Frauenseele, die den Stolz hat anders zu sein als die meisten sind, die es aber nicht zur Offenbarung dieses anderempfundenen Seins bringt. Und das stimmt uns traurig.

Eine ihr anerzogene, vielleicht auch eingeborene

236 Pflicht hinderte sie, ihr Ich einmal, nur ein einziges Mal mit jener natürlichen Rücksichtslosigkeit der großen Menschen in den Mittelpunkt der Welt zu stellen und todesmutig von hier aus als der Einzige alles was da ist in der Unendlichkeit der Welt als ihr Eigentum, als die ihr notwendige Lebensluft zu betrachten. Wohl sind Ansätze zu solchem Freimachen des menschlich Höchsten in ihrem Leben vorhanden. Ihr Freund Schücking erzählt von ihrem grübelnden Wissensdrang, der sie bis zu den äußersten Grenzen der Verneinung und zu Zweifeln am katholischen Christentum getrieben habe. Der Jesuit Kreiten sagt in seiner Lebensbeschreibung der Droste sogar: "ihr kühner Geist rang gern mit den höchsten und schwersten Problemen." Und wir müssen das bestätigen, wenn wir ihr "Geistliches Jahr" lesen. Aber dann sehen wir auch gleich oft noch mitten im Vordringen ein ängstliches Zurückweichen, ein Zurückflüchten zum Dogma, ein Sichverbergenwollen vor dem Tiefsten ihrer Menschenseele, dem ein Bekenntnis nicht genügen will. Dem letzten göttlichen Anruf weigert sie die Nachfolge. Sie hört ihn, sie sieht das dem Göttlichen zustrebende höchste Menschliche; aber sie weigert sich, es zu erleben. Sie sinkt nach mutigem Anlauf wieder zurück ins Idyll und bleibt Anschauung und Betrachtung und Erträumen dessen, was ihr durch den Zufall der Verhältnisse gegeben wurde. Dieser Zufall wird mehr und mehr ihr Wesen.

Auch der literarische Ruhm kam zu spät, um sie noch in das volle Leben hineinreißen zu können, um sie noch zwingen zu können, wenigstens die geistigen Strömungen ihrer Zeit durchzuleben.

237 Ihr Leben umfaßt die Zeit von **1797** bis **1848**, also doch eine die Geister packende Zeit. Als Vierzigjährige gibt sie, ohne ihren Namen zu nennen, ein dünnes Gedichtbändchen heraus; **1844** erschien dann bei Cotta das Gedichtbuch, das sie berühmt machte. Es sind die größten Geister, die durch den äußeren Anreiz des Ruhmes und dadurch, daß sie wußten, ich spreche zu den strebenden Menschen meiner Zeit, zu höchstem Erleben und zur letzten künstlerischen Freiheit, die nun kein Zeitliches mehr an sich hatte, durchdrangen. Annette war jetzt schon zu alt, um von solchem Aufschwung erfaßt zu werden, um sich noch jetzt ins Werden zu stellen.

Auch widerstrebte ihre zarte, zögernde, zaghafte Natur, das Weib in ihr widerstrebte der Rauheit und den Widerwärtigkeiten eines öffentlichen Lebens. Sie schreibt an ihre Freundin Elise Rüdiger im Sommer **1843**: "Was hilft es mir, daß die Buchhändler meinen, auch mich kurze Zeit dem Publikum als Zugpflaster auflegen zu können, um mich nachher wie eine verbrauchte spanische Fliege beiseite zu werfen. So hat mir ein Blatt Anträge gemacht: das gewöhnliche Honorar sei zwei, höchstens drei Friedrichsdor den Bogen; ich könne aber darüber hinaus fordern, so hoch ich wolle; die Bedingungen seien lediglich von mir abhängig; ich möchte nur erlauben, daß mich das Blatt vorläufig als Mitarbeiterin bezeichnen dürfe, doch würde man sich meinen "Befehlen" fügen usw. Ich habe diesen Brief gar nicht beantwortet. Vor zwanzig Jahren würde er mir den Kopf verdreht haben. — Mein Entschluß steht fester als jemals, nie auf Effekt zu

238 arbeiten, keiner beliebten Manier, keinem anderen Führer als der ewig wahren Natur durch die Windungen des Menschenherzens zu folgen und unserer blasierten Zeit den Rücken zuzuwenden. Ich mag und will jetzt nicht berühmt werden; aber nach fünfzig Jahren möchte ich gelesen werden."

Auch das Erlebnis mit Schücking kam zu spät, um ihrer Seele die volle Kraft zu entreißen. Wenn es sie auch so tief erregte, daß sie ahnte, welche Fülle des Erlebens sie in dem Idyll ihres Daseins versäumt hatte, wie sie zurückgeblieben war. Das magi ihr eine bittere schmerzliche Erkenntnis gewesen sein. In ihren "letzten Gaben", die Schücking nach ihrem Tode herausgab, steht das seltsame Lied "Spätes Erwachen". Fehlte ihr die Tragik der Erkenntnis, dieses Gedicht "Zu spätes Erwachen" zu nennen? Ist auch sie eine Verkörperung des Loses derer, die geboren sind mit herrlichen Gaben, denen aber das Höchste versagt blieb, weil ihrer Begabung nicht die Kraft ihres Wollens und Könnens entsprach? Oder weil widrige Lebensumstände ihnen die Reife versagten? Oder weil hier im Fall Droste die Grenze im Weiblichen lag? Vielleicht finden wir eine Antwort, wenn wir das Leben dieser größten deutschen Dichterin betrachten.

Damit wir gleich den Grundriß richtig entwerfen: fünfzig einsame an äußerem Erleben arme Jahre. Die ereignisbewegte Zeit dringt nur wie fernes Rauschen in die Geruhsamkeit dieses Lebens, das immer tiefer in die ewige Natur versinkt. Das

träumerisch Unbewußte und Unausgesprochene der geliebten Freundin Natur umrankt ihre Seele immer

239 dichter und undurchdringlicher und läßt sie die Enge und den Halbschlaf ihres Dornröschendaseins als ihr eigentliches Leben umschlingen.

Und noch zuletzt sah ich gleich einem Rauch
mich leise in der Erde Poren ziehen.

Die geliebte Freundin Natur enthüllt ihr nun ihre schönsten Geheimnisse und spricht mit tausend Stimmen zu ihrer Seele. Es ist, als ob mit der Unentwegtheit einer Art Vorsehung in Annetens Leben alles darauf gerichtet ist, sie in der Enge zu erhalten und sie zu verhindern, sich volle Klarheit über die Entwicklungsmöglichkeiten, die in den Tiefen ihrer Seele schlummerten, zu verschaffen.

Annette war ein Kind Westfalens. Westfalen ist ihre Welt, die mit ihrem Wesen und ihrer Kunst aufs innigste vermählt ist. Mehr noch; die westfälische Heimatwelt ist Inhalt ihrer Dichtung, ihre Dichtung ist westfälisch in Körper und Seele, auch wenn sie ihren Stoff nicht dem heimatlichen Boden entnahm. Gerade das beweist wohl am besten, wie sehr der Geist ihrer Heimat auch der Geist Annetens geworden ist. Man kann diese Dichterin nicht verstehen, wenn man sie von dem Boden ihrer Heimat löst und sie unabhängig von den besonderen Eigentümlichkeiten des Westfalenlandes betrachten wollte. Ja, wir müssen Annette, um sie ganz zu verstehen, noch in einem bestimmten Ausschnitt ihrer Heimat sehen, im Kern Westfalens, der die Eigentümlichkeit des Landes wie zum Charakter zusammengezwängt zeigt, im Münsterland, in dem einsam die Edelsitze Hülshoff und Rüschaus liegen, auf denen Annette den größten Teil

240 ihres Lebens verbrachte, vor allem die entscheidenden Jahre der Entwicklung und der Reife.

Schon dem Blut nach war sie rein Westfale. Wie das Blut mitbestimmend für das Werden eines Menschen ist, erkennen wir heute immer klarer. Annetens Vater — ein Freund der Geschichte und der Natur, der die wilden Blumen der Umgebung in schönen Gartenbeeten pflegte — entstammte einem alten erbangesessenen münsterländischen Adelsgeschlecht, deren Familiengeschichte bis ins Jahr **1266** reicht. Und seit **1417** war der Hülshof Erbsitz der Familie. Auch ihre Mutter — die “Königin des Hauses”, eine willensstarke gebietende Frau — war Westfale, eine geborene von Harthausen aus der Gegend um Paderborn. Beide waren geistig hochstehende Menschen. Das Leben in Hülshof war gemütlich, streng konservativ und streng katholisch-religiös. Gebet morgens, mittags und abends und Messe durch einen Hauskaplan. Auf Beachtung aristokratischer Formen und gewisser Familienüberlieferungen hielt besonders die Mutter “unnachsichtig”, so daß sie bei ihren Standesgenossen als höchste Auskunft für Erziehungsfragen der adeligen Mädchen galt. Diese Formenstrenge hinderte aber nicht einen gemütlichen Verkehr der Herrschaft mit den anderen Ständen. Die Armen aus der Umgegend fanden sich oft in Hülshof ein und wurden gespeist, die gnädige Frau in freundlicher Unterhaltung mitten unter ihnen. Und nicht selten kamen Dorfleute zu ihr

ins Schloß, um sie in mancherlei häuslichen Angelegenheiten um Rat zu fragen. Solche Bilder haben sich in Annettens Herz festgepflanzt. Und, was für ihre Entwicklung sehr

241 bestimmend war, sie kam mit dem Volk in Berührung, wurde mit der Volkssprache, mit den Volkssitten und den Volksanschauungen, mit den Sagen ihrer Heimat vertraut.

Schon früh lebte sie in innigster Verbingung mit der Natur und wurde mit Auge und Ohr aufmerksam auf ihr mannigfaltiges Leben.

In einen weiteren Umkreis ihrer Heimat führten sie dann Reisen zu den Großeltern nach Abbenburg und Bökendorf. Und als sie nach des Vaters Tode mit ihrer Mutter auf deren Witwensitz Rüschaus wohnte, war sie bald allen Bauern und Kättern in der Umgegend eine Wohlbekante, wußte Bescheid auf allen Höfen und in allen Hütten der Umgegend und kannte die Familienverhältnisse der Bewohner, so wie man bei guten Freunden und Verwandten Bescheid weiß. Oft zog sie, mit einem spitzen Hammer zum Steinklopfen bewaffnet, auf die Wanderung und kehrte zurück mit einem Schatz von Mineralien belastet. "Aber wenn sie wiederkam, wie sah das gnädige Fräulein nicht selten aus! Die Schuhe beschmutzt, die Strümpfe naß, die Kleider bis an die Knie vom Tau oder Regen feucht, die Haare bisweilen halb aufgelöst. Einmal hatten ihr die Dornhecken die Kleider zerrissen, und Hände und Gesicht waren blutig."

Ob wir sie nun in Hülshoff oder in Rüschaus, in Abbenburg oder in Bökendorf sehen, ein geruhames Leben umfängt sie, ein inniges Lauschen in die Natur ihrer Heimat ist ihr Leben. Wir sehen förmlich, wie die Welt der Dichterin mählich, aber wachsend und wachsend, aus dem

242 Boden der Heimat emporsteigt und sie mit dem Frieden eines geheimnisvollen Idylls umwehrt gegen alles, was diesen Frieden stören könnte.

Schücking beschreibt uns, wie es in Rüschaus aussah. "Eine so tiefe Ruhe, so still, daß man den ganzen Tag die Heimchen zirpen hört — herrschte rings um den kleinen Edelhof. Gehölze, Wallhecken und Baumreihen begrenzten überall ganz dicht und nahe den Blick. Nur hier und dort ist ein Ausblick auf ein umwalltes Ackerstück, einen Wiesenfleck, und auf eine blaue Hügelreihe jenseits derselben gelassen. Kein Geräusch, als höchstens das Wiehern eines Pferdes, das im Viergespann den Pflug durch die Schollen des schweren lehmigen Bodens auf dem nächsten Kamp zieht, unterbricht diese Stille; oder das Schnattern der Enten, die auf dem schmalen Graben die Wasserlinsen schlucken, das Gegacker eines Huhnes, das mit schiefgehaltenem Kopf den Habicht erspäht, der hoch über den Eichenwipfeln stumm seine Kreise zieht. Man könnte vergessen in dieser stillen Ländlichkeit, daß es draußen, jenseits der Büsche, noch eine Welt, noch Lärmen und Aufregung gäbe."

Oder wir blicken durch Worte der Dichterin selbst in ihre stille Welt, wenn sie an ihre Freunde Junkmann und Schlüter schreibt. "Ungefähr zweihundert Schritt vom Hause (nach der stillen Seite) befindet sich ein sehr hoher und breiter Laubengang, Linde steht, mit steinernem Tisch und Bänken drum her. — Da höre ich in der Welt Gottes nichts, als die Schafglocken in der Ferne und das Gsumme der Insekten, und sehe nichts, als das grüne Laub,

243 den Sonnenstrahl durch die Zweige und die Fliegen auf meinem Tische spazieren. Am liebsten ist es mir in der Dämmerung, wenn das Gewölbe lebendig wird, und die Blätter anfangen zu diskurieren. — Eine halbe Stunde von hier liegt Hellesem, ein sogenanntes Vorwerk von Abbenburg, was ich oft zum Ziel meiner Spaziergänge mache, weil es gerade die rechte Entfernung hat, um eine Tour daran abzulaufen. So ein Vorwerk ist ein trauriges und doch romantisches Ding.“ Sie beschreibt dann die winterliche Einsamkeit der zwei dort hausenden Knechte. “Jetzt ist’s ganz hübsch dort,” fährt sie fort, “das Feld voll Leben; auf der einen Seite brüllt das Vieh, auf der anderen Seite schwirren die Sensen, und eine halbgefüllte Scheuer gibt mir ein Ruheplätzchen auf Heubündeln und Garben, gerade wie ich es mag. — Auch ein Gehölz gibt’s hier, genannt der Vogelsang, ziemlich weit vom Hause, so hübsch in der Wildnis, was ehemals angelegt war; jetzt aber müssen Sie sich durch Dornen und Gestrüpp arbeiten und stehen dann plötzlich in einem großen Rund von alten Eichen, mit einer Bank darunter; da sitzt man auch wie verzaubert. Zum Überfluß steckt ein Eulennest im hohlen Baum, wo es unaufhörlich drinnen knackt und prustet. Länger als bis zur Dämmerung bleibe ich nie dort, denn dann wird das Eulenvolk zu lebendig, und das Durchbrechen ins Freie, wo man oft in Schlingpflanzen und Dornen gefangen ist, daß man sein Lebtage nicht wieder herauszukommen meint, hat im Dunkeln was wirklich Grauserliches; ich glaube, man könnte sich ungeheuer erschrecken, wenn nur ein Vogel aufflatterte. — Es ist die Zeit nun, daß

244 im Wald der Nachtigallen Lied erschallt. — Ich war gestern abend bis zehn im Garten; Sie glauben nicht, wie mild es war, wie duftig, dabei so sternklar wie im Winter. Ich saß auf der Bank am Hause, ließ mir von den Nachtigallen vorsingen, von der Luft zuwehen.“ — An ihre Freundin Henriette von Hohenhausen schreibt sie aus Rüscha am 4. September **1843**: “Es ist heute recht herbstlich, die Sonne bereits untergegangen, und hat nur ein paar schlechte gelbliche Streifen in den grauen Regenwolken hinterlassen — in meinen Zimmerchen dämmert’s, daß ich kaum die Feder mehr sehen kann, und die Eichen draußen rauschen so feucht und schaurig, daß einem grauen sollte, und doch dünkt mich, ich wüßte mir nichts Lieberes als hier — nur hier! wenn’s auch nie anders wäre! — So steht mein Entschluß fester als jemals, nie auf Effekt zu arbeiten, keiner beliebten Manier, keinem anderen Führer als der ewigwahren Natur durch die Windungen des Menschenherzens zu folgen und unserer blasierten Zeit den Rücken zuzuwenden. — Nur das Einfache ist großartig, nur das ganz Ungesuchte wahrhaft rührend und eindringlich.”

So haben wir nun diese Entwicklung in Annettens Leben: was zuerst unbewußt in ihr tätig war, wird zum eigenen Willen erhoben. Bewußt empfindet sie im westfälischen Heimatboden die Quelle ihres künstlerischen Schaffens. Sie ist bewußt Westfale und umfängt die Grenzen, die ihrer Persönlichkeit dadurch gegeben sind, mit tiefinniger Liebe. Die Einleitungswerfe vom “Lohner Bruch” gehören zum Schönsten, was je ein Dichter über seine Heimat gesprochen hat. “Sie kannte ihre

245 Heimat, wie man auf einem geliebten Antlitz jede Linie und jede Falte kennt." Und ihr Landsmann Hermann Landois durfte sie als "eine westfälische Naturforscherin von Gottes Gnaden" feiern.

Westfalen lag von jeher einsam und abseits der Welt und ihrer Ereignisse, von keinem der großen Verkehrswege des Mittelalters berührt. Wenn die Geschichte dieses Land betrat, mit dem Königreich der Wiedertäufer und dem westfälischen Frieden, so waren auch diese Ereignisse durch die weltabgeschiedene Lage des Münsterschen Bischofsitzes und gewissermaßen auch durch den Charakter des westfälischen Volkes, wie wir sehen werden, bedingt. Und die Schlacht im Loener Bruch, wo einmal ein wildes Kriegswetter wie ein Meteor durch dieses Idyll zischte, gleich versinkt auch dieses Ereignis in die träumerische, düsterschermütige, alles friedlich und stillmachende Natur des Westfalenlandes.

Seltsames, schlummerndes Land. Weite Heiden, in schweigender Ebene schaurige Moore, einsame Bauernhöfe, einsame jahrhundertalte Herrenschlösser, lange gerade einsame Wege, einsame Menschen. Und so sachte Elemente, so leise seufzender Strichwind, so träumende Gewässer, so kleine friedliche Donnerwetterchen ohne Widerhall, und so stille blonde Leutchen, die niemals fluchen, selten singen oder pfeifen.

Schükking gibt eine Schilderung der westfälischen Männer. "Die Abgeschiedenheit von der Welt, diese entfernt und einsam liegenden Höfe, wo jeder auf seiner Gewehre so unbeschränkt Herr war, als er bei allem Tun auf sich selber sich angewiesen sah, der Mangel an aller Anregung von außen her,

246 pflanzten als Hauptcharakterzüge Selbständigkeit und Unlenksamkeit in das Gemüt der Eingeborenen. Sie hatten sich nur um ihren Boden zu kümmern, der stets dieselbe harte Arbeit ihnen abzwang, sahen außer den Ihrigen nur die Eichen ihres Hofes, die einen Tag wie den anderen ihre starken Aste über sie schüttelten, hingen nur vom Wetter bei ihrer Tätigkeit ab, das immer die gleiche Rauheit sie gewahren, aber nicht mehr empfinden ließ; in ihr ganzes Leben trat kein einziges Ereignis, in all ihr Sein kein einziger neuer Gedanke. So wuchsen sie denn wie ihre Eichen auf, stark, harten Holzes und tief in den Boden dessen, was einmal ihnen heimisch geworden, ihre Wurzeln schlagend. Neues trat nicht in ihren Kreis, so wurde das Alte ihnen das Ewige und heilig. — Alles glaubt an Hexen, Gespenster und den ewigen Juden. — Diese stillen Leute sitzen unbewußt auf dem Pegasus, sie leben in einer inneren Poesie, die ihnen im Traum mehr von dem gibt, was ihre leiblichen Augen nie sehen werden, als wir andern übersättigten Menschen mit unsern Händen davon ergreifen können." Solche Gabe der inneren Poesie, des inneren Träumens, die zu Augenblicken hellseherischer Kraft wird, macht die Menschen dunkel und schwer, sie gehen durchs Leben in einer ernsten Balladenstimmung, sie lieben den Aberglauben, er wohnt ihnen im Blut, sie leben Balladen, ihre Seele hat etwas Starres und Unerlöstes.

Vom Untergrund dieser westfälischen Stammesart hebt sich nun das Bild der Droste wie die zur Persönlichkeit gewordene vergeistigte Verkörperung der westfälischen Volkseigenheit. Wir sehen sie im

247 Idyll von Rüscha so, wie sie selbst zu Anfang ihres epischen Gedichtes "Des Arztes Vermächtnis" den Jüngling darstellt:

Der schaut, versunken, übers Land,
Wie einer, so in Stromes Rauschen
Will längst verklungener Stimme lauschen.

Ein Hineinlauschen in die schweigende westfälische Natur, das ist ihr Leben, das ist ihr tiefes, starkes, Erleben.

Was ihr sonst jenseits der Jugend entgegentrat — Freude war es wenig, sehr wenig — diente nur dazu, ihre ernste westfälische Natur noch um einige Schatten ernster zu stimmen und sie noch ungeteilter der einzigtreuen sich in Treue gleichbleibenden Freundin Natur zuzuführen. Eine Jugendliebe brachte tragische Erschütterung, Entsagung und fünf Jahre Leere im dichterischen Schaffen, fünf Jahre Hemmung in der dichterischen Entwicklung. Sie schreibt um diese Zeit im Vorwort zum ersten Teil des "Geistlichen Jahres" — "Ich habe ihm die Spuren eines vielfach gepreßten und geteilten Gemütes mitgeben müssen. Es gibt viele Flecken, die eigentlich zerrissene Stellen sind, wo eben die mildesten Hände am härtesten hingreifen, und viele Herzen, die keinen Richter haben als Gott, der sie gemacht hat." Der Tod ihres geliebten Vaters war für ihre weiche Seele ein herber Schlag, Hüffer meint, "der herbste Schlag, den sie wohl in ihrem Leben empfangen hat". Ein Nachklang dieses Schmerzes tönt durch die ernsten Verse des Liedes "Die Unbesungenen".

248 's gibt Gräber, wo die Klage schweigt
Und nur das Herz von innen blutet,
Kein Tropfen in die Wimper steigt,
Und doch die Lava drinnen flutet;
's gibt Gräber, die wie Wetternacht
An unserm Horizonte stehn
Und alles Leben niederhalten,
Und doch, wenn Abendrot erwacht,
Mit ihren goldnen Flügeln wehn
Wie milde Seraphimgestalten.

Und die zweite Liebe, als sie schon alt und krank war, die wunderliche, halb die jungfräulichernste, halb mütterlichfürsorgende, drollighätschelnde Liebe zu Levin Schücking, sie brachte eine grille Enttäuschung, namentlich nachdem Schücking seinen Roman "Die Ritterbürtigen" hatte erscheinen lassen. In ihm hatte er den westfälischen Adel nach vertraulichen Mitteilungen Annettens geschildert und sie dadurch in häßlicher Weise bloßgestellt. Annette spricht in einem Brief an Schlüter von Schückings "scheußlichem Buch", von Giftmischereien; Schücking, ihr Adoptivsohn und jahrelanger Hausfreund, habe an ihr gehandelt wie ihr grausamester Todfeind, wie ein Hausdieb. "O Gott, wie weit kann Schriftstellereitelkeit und die Sucht, Effekt in der Welt zu machen, führen! Selbst einen sonst gutmütigen Menschen — er ist verloren; denn er hat die einzige Stütze fahren lassen, an der wir uns von unsern Fehlern und Schwächen

aufrichten können. Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, er schlägt vor der Kirche die Zunge aus. — Lassen Sie uns für ihn beten, Christi Blut ist auch für ihn geflossen.”

249 Wenn wir noch an die religiösen Zweifel erinnern, denen ihr scharfer Verstand sie zutrieb und durch die sie aus der Enge ihres Daseins hätte erlöst werden können, wenn diese Enge sie nicht schon zu dicht eingeschlossen hätte, so sind das ihre einzigen stärkeren Erlebnisse. Wir möchten ihr Menschen in den Weg schicken, starke feurige Kämpferseelen, Schicksalsmenschen, daß sie Flammen in diese reiche Frauenseele tragen, die sie hätten auflodern lassen zu herrlichster Verklärung; denn die Kraft in ihr war groß und zum Höchsten berufen. Aber die Menschen, die ihr Freund waren, gewiß gute, tüchtige, edelstille Menschen — so der elegische, romantische Dichter Wilhelm Junkmann; der blinde abgeklärte Philosoph Christof Schlüter; Professor Sprickmann, ein ehemaliges Mitglied des Hainbundes; Johanna und Adele Schopenhauer; der emsige Forscher und Sammler Freiherr von Laßberg — diese Menschen wirkten alle mehr einengend und besänftigend als anregend. Und in ihrem nächsten Verwandtenkreis war nicht das geringste Verständnis für ihre hohe dichterische Begabung vorhanden. Annette schreibt an ihre Schwester am 29. Januar **1839**: “Mit meinem Buche ging es mir zuerst ganz schlecht, ich war in Bökendorf mit Sofie und Fritz allein, als es herauskam. Da kömmt mit einem Male ein ganzer Brast Exemplare von der Fürstenberg an alles, was in Hinnenburg lebt. Ferdinand (Galen) gibt die erste Stimme, erklärt alles für reinen Plunder, für unverständlich, konfus und begreift nicht, wie eine scheinbar vernünftige Person solches Zeug habe schreiben können; nun tuen alle die Mäuler auf

250 und begreifen alle miteinander nicht, wie ich mich so habe blamieren können. Mir war schlecht zumute; denn obgleich ich nichts auf der Hinnenburger Urteil gab, und auf Ferdinands noch weniger, so mußte ich doch zwischen diesen Leuten leben, die mich bald auf feine, bald auf plumpe Weise verhöhnten und aufziehen wollten. — Ich wünschte mich tausendmal von dort weg.”

Was äußere Anregung und Freundschaft, die Forderungen und Begehren stellte und die an den Dichter in ihr rüttelte, vermocht hätte, wenn sie nur in dauerndem Verhältnis und in reichem Wechsel über sie gekommen wäre, das sehen wir an der Tatsache, daß das Entstehen ihrer westfälischen Balladen durch Schückings Bitte um Mitarbeiterschaft am “Malerischen und Romantischen Westfalen” angeregt wurde. Und Schücking erzählt, daß Annette Winter **1841** auf der Mersburg am Bodensee nach anregendem Gespräch mit ihm über die Formen der Dichtkunst eines Tages im Übermut erklärt habe, in einigen Wochen leicht einen ganzen Band lyrischer Gedichte zu schaffen. “Als ich widersprach,” fährt Schücking fort, “bot sie mir eine Wette an und stieg dann gleich in ihren Turm hinauf, um sofort ans Werk zu gehn. Triumphierend las sie am Nachmittag bereits das erste Gedicht ihrer Schwester und mir vor, am folgenden Tage entstanden gar zwei, glaube ich; meine Doktrin erhielt von nun an fast Tag für Tag ihre wohlausgemessene und verdiente Züchtigung. So entstand in weniger Monate Verlauf in jenem Winter von **1841** bis **1842** die sicherlich weitaus größere Zahl der lyrischen Poesien, welche den Band ihrer

251 Gedichte füllen,” darunter die wundervollen westfälischen Heidebilder. Ein erstaunliches Zeichen ihrer dichterischen Kraft, wenn sie dabei auch auf tiefstes Erleben in der westfälischen Heimat zurückgreift.

Der Aufenthalt auf der Mersburg ist auch noch in anderer Weise bemerkenswert. Die Natur um den Bodensee herum wirkt mit ihrer Eigenart auch auf dieses eingeschworene Kind Westfalens, wie einige ihrer Gedichte bekunden, die zu ihrem Besten gehören. Und im “Hospiz auf dem großen St. Bernhard” hatte sie die Alpenwelt in aller Pracht und Großartigkeit geschildert. Wohin hätte diese Kraft des Könnens in einer großzügigen, von Hemmnissen befreiten Lebensführung wachsen können! Und zu diesen Hemmnissen will ich selbst ihr sorgenfreies Dasein stellen. Hätte sie mit den Nöten und Sorgen des Lebens zu ringen gehabt, sie würde mehr zur Darstellung des Höchsten, das einem Künstler gegeben ist, zur Darstellung des Menschlichen, des Menschen gekommen sein. Ihre Kunst hätte mehr sich entwickelndes Leben enthalten.

Denn wo ist in ihren Werken der westfälische Mensch? Sonderbar; erst wenn wir diese Dichterin liebgewonnen haben, erst wenn wir uns ganz ihr und ihrem Werk hingegeben haben, erst dann fragen wir, wo ist das sich entwickelnde Menschliche, zu höherem Streben emporsteigende Menschliche in ihren Menschen? Und wir müssen antworten, daß es in ihrem Werk nur in schwachen Ansätzen gestaltet ist und dort auch schon durch Sagenbildungen, denen sie ihren Stoff entnahm, bis in eine gewisse Entwicklung geformt war. Der Fauststoff

252 des “*Spiritus familiaris*” zeigt uns am besten, wie wenig ihre Kunst dem Menschlichen in seiner Entwicklung zu höheren Seelenformen gerecht wird. Wo sie Menschliches mit festem Griff gestaltet, wie in der Judenbuche, in den Balladen, hier und da in den epischen Gedichten, da ist es unerlöstes, helldunkles, balladenhaftdüsteres Leben. In ihren Menschen ist nur das unbewußte Walten der Natur, nur Morgen und Abend, Sonne und Nacht, Heide und Moor, Wolken und Wind, und ein Grauen und Ängsten vor den Mächten, deren Waltung nicht in unsere Hand gegeben ist. Nun wir uns dagegen aber nicht aufbäumen in heroischem Streben zum Bewußtsein, in heller klarer Menschenwürde, in gläubigem Vertrauen auf ein Ewiges. Nein, wir sind ganz erdgebunden, unsere Tage und Nächte werden von geheimnisvollen, oft tückischen Geisterwesen bedroht. Diese Erkenntnis bricht in der Seele dieser Frau oft in grellem Mißklang durch und läßt sie selbst nach einem Gemälde voll Grausen und Entsetzen, wie es “Des Arztes Vermächtnis” darstellt, noch die angstvolle, unbeantwortete Frage hinausrufen:

“Traum, bist du Leben? — Leben, bist du Traum?”

Sie liebte es, “mit dem Entsetzlichen zu spielen” und das Grauenhafteste in der Darstellung festzuhalten. Wir müssen ihre Briefe lesen, wie oft sie über Krankheit klagt, wie oft sie Gedanken an den Tod hegt, wie sie die Stille, das Schweigen, den Schmerz, selbst die Furcht liebt, wie sie in gewissem Sinne die Selbstpeinigung liebt, in der Weise, daß

253 sie sich einem Hans von *Marrées* gleich die schwerste verwickeltste psychologische Aufgabe stellt, eine Vorliebe für recht spröde Stoffe zeigt, und jedes Hilfsmittel, das etwa in schönem romantischen Wortgemache leicht zu haben ist, hart und schroff abweist. Wenn wir das alles überblicken, so wird uns ihr an Maeterlincks Art erinnerndes Erfassen des Menschlichen verständlicher sein. Es sind Ansätze zu mystischem Erschauen des Lebens vorhanden. Aber auch hier haben wir den Eindruck einer gebundenen, nicht freigewordenen künstlerischen Persönlichkeit, die sich mit dem Erschauten zufriedengibt und gerade die heimatliche Natur, die sie am Aufwärtsbilden zum Menschlichen zunächst hinderte, wie sie gerade die heimatliche Natur so über alles liebte. Was die großen Dichter im Kampfstrom zu ihrem Ziel zurückließen, was sie nur liebend, aber nicht begehrend anschauten, weil sie mit der Schönheit dieses Zurückgelassenen das erst zu erkämpfende Menschliche schmücken wollten, das umfängt Annette allein und fast ausschließlich mit inniger, treuer, pflegender Frauenliebe, sie sieht im Mittel den Zweck. Der große Künstler strebt über die Natur hinaus; sie bleibt in der Natur. Der Künstler, den es zur Darstellung des sich entwickelnden Menschlichen trägt, der selbst menschlich kämpft, merkt bald, wie ihn die Natur hindern will, Flaubert hat das einmal so gesagt: "Die Natur will mich fressen; wenn ich längere Zeit im Grase liege, glaube ich die Pflanzen über meinen Körper wachsen zu fühlen." Der starke Künstler, den es nicht nur zur Darstellung, sondern zur Deutung und Wertung und darum auch zum Selbsterkämpfen

254 des Menschlichen treibt, wird sich dem entziehen. Die Droste fühlt das Wachsen der Pflanzen der Natur um sich auch; aber sie hilft noch die Rankenpflanzen höher binden, damit sie immer dichter eingehüllt wird. Die dankbare Natur schenkt ihr leuchtende Schönheiten in Fülle. Mit ihrer ganzen Kraft stellt sie nun diese, wir verstehen, wenn ich sage kleine Welt der Natur dar. Da sie fürchten muß, daß wir kein rechtes, jedenfalls nicht das richtige Verhältnis sehen werden zwischen der Kraft ihres dichterischen Könnens und der dargestellten Welt, so wird sie ganz Ohr, ganz Auge, ganz Nerv, um auch das Feinste und Kleinste darstellen zu können, das Leben all der kleinen Insektchen, all die kleinen Gräschen, all die feinen Geräuschchen. Aus dem Feinen und Kleinen setzt sich dann doch ein großartiges Gemälde der Natur, hier meist der dunklen und schwermütigen, zusammen. Wie die emsigen Stickerinnen der Königin Mathilde ja auch durch Kleines Großes, die sechzig Meter lange Tapiserie von Bayeur, schufen. "Sie wissen selbst, daß ich nur im Naturgetreuen, durch Poesie veredelt, etwas leisten kann," schreibt sie an Schlüter, ihre Begabung und deren Grenze erkennend. Und wir lasen oben die Briefworte an Elise Rüdiger, wie sie treu nur der Natur folgen will.

Das ist in ihren Gedichten nichts Geputztes, nichts Gemachtes, nichts nach Effekt Gierendes. Da ist ein gesundes, ehrliches Bemühen am Werk, dem Wirklichen eine dichterische Gestalt zu geben. Wie sie niemals nur gedachte oder gar nachgefühlte fremde Gefühle mit Treibhaushitze in

255 sich zu erlogenem Blühen getrieben hat, so verschmährt sie auch in ihren Gedichten jedes aufgeputzte, geschminkte Gefühl. Von zwei Worten wählt sie immer das derbste,

wenn möglich ein heimatliches Wort, das die Sache geradeaus nennt. Weiches und Verschwommenes und bloße Abstraktion liebt diese Frauenseele nicht, alles ist herb, kernhaft, markig, knapp, kurz. Menschen, die viel einsam sind und oft nur mit sich selber Zwiesprache halten können, reden nichts Überflüssiges. Die Droste erinnert in der Wortkraft, in der Knappheit und Schmucklosigkeit des Ausdrucks und darin, daß sie mit den einfachsten Worten die tiefsten Gefühle erregen kann, an den Kleist der Novellen. Eine Frau neben diesem männlichen Mann. Aber möge jeder selbst die wunderbaren Schönheiten ihrer Dichtung genießen.

Wir hatten zu Anfang unserer Betrachtung auf die Tragik im Leben Annetts hingewiesen. Und wir fragten: Ist auch sie eine Verkörperung des Loses derer, die geboren sind mit herrlichen Gaben, denen aber das Höchste versagt blieb, weil ihrer Begabung nicht die Kraft ihres Wollens und Könnens entsprach? Oder weil widrige Lebensumstände ihnen die Reife versagte? Oder weil hier im Fall Droste die Grenze im Weiblichen lag? Ich muß auch am Schluß unserer Betrachtung noch die Antwort fehlen lassen. Wie, Leser, antwortest du? Aber lassen wir noch zusammen als Ausblick ein Gedicht der Droste.

256

Der kranke Aar.

Am dürren Baum, im fetten Wiesengras
Ein Stier behaglich wiederkaut den Fraß;
Auf niederm Ast ein wunder Adler saß,
Ein kranker Adler mit gebrochenen Schwingen.

“Steig auf, mein Vogel, in die blaue Luft,
Ich schau’ dir nach aus meinem Kräuterduft.” —
“Weh, weh, umsonst die Sonne ruft
Den kranken Adler mit gebrochenen Schwingen!” —

“O Vogel, warst so stolz und freventlich
Und wolltest keine Fessel ewiglich!” —
“Weh, weh, zu viele über mich,
Und Adler all, — sie brachen mir die Schwingen!” —

“So flattere in dein Nest, vom Aste fort,
Dein Ächzen schier die Kräuter mir verdorrt.” —
“Weh, weh, kein Nest hab’ ich hinfort,
Verbannter Adler mit gebrochenen Schwingen!” —

“O Vogel, wärst du eine Henne doch,
Dein Nestchen hättest du im Ofenloch.” —
“Weh, weh, viel lieber Adler noch,
Viel lieber Adler mit gebrochenen Schwingen!” —